

## **INKLUSION als Aufgabe für alle gesellschaftlichen Mitgestalter**

Mitgliederversammlung des Diakonischen  
Werkes evangelischer Kirchen in  
Niedersachsen am 22.04.2015

Präsident

Ulrich Lilie  
Caroline-Michaelis-Straße 1  
10115 Berlin  
Telefon: +49 30 65211-1763  
Telefax: +49 30 65211-3763  
praesidialbereich@diakonie.de

## **Hauptvortrag anlässlich des Impulstages Inklusion der Herrnhuter Diakonie am 24.9.2016.**

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Brüder und Schwestern,

### **I. Von Fantasie, Fantasielosigkeit und dem Faktischen**

Fantasie ist die Fähigkeit, sich Dinge ausdenken oder vorstellen zu können. Mitunter scheint mir, ein unterschätztes Problem unserer Gesellschaft ist das Fehlen von Fantasie. Nicht Flüchtlinge, nicht Fanatismus, nicht fehlendes Geld lähmen das Gemeinwesen, sondern die Geringschätzung der Fantasie und eine Überschätzung dessen, was man die normative Kraft des Faktischen nennt. Diese Kombination aus Fantasielosigkeit und Beharrungsvermögen führt zu Lebenswirklichkeiten, die den Menschen das Leben besonders schwer machen, die sich nicht im Rahmen einer mehrheitlich definierten Norm bewegen. Vor allem, wenn die Fantasielosen auch noch das Geld zu

verteilen haben. „Das wird nicht funktionieren, das geht nicht!“, ist ihr Mantra. Oder kürzer: „Unmöglich“.

Dabei ist, wer aus der Norm fällt, kein Sonderfall. Im Gegenteil: In irgendeiner Phase unseres Lebens fallen wir alle aus der Norm. Spätestens wenn wir selbst krank oder alt oder beides sind, und sich auf einmal Wege, Türen und Treppenhäuser verschließen, die wir bislang selbstverständlich benutzt haben: Mit einem Rollator oder auf zwei Gehstützen entdecke ich Hindernisse, die es vorher für mich nicht gab. Interessant und bereichernd fand ich die Erfahrung, die ich vor Jahren einmal auf einem Fest eines großen diakonischen Trägers machen durfte: Ich bin in einen Altersanzug gestiegen und musste mich durch diesem Aufzug beschwert und unbeweglich gemacht über einen gestellten Parcours bewegen. Es ist eine bittere und eine andere Erfahrung, wenn der Satz, den man gelegentlich noch am Eingang von Lebensmittelgeschäften lesen kann, unvermittelt einen selber betrifft, zur dauernden Lebensrealität wird: „Wir müssen leider draußen bleiben.“ Wie schnell bleiben wir draußen, wenn wir dauerhaft die Seite wechseln, liebe Damen und Herren, und selbst eine neue Erfahrung machen müssen: Alt, krank, arm, fremd oder behindert zu sein.

Es ist schlimm, wenn das eigene Leben wirklich einem Hindernisparcours gleicht. Und es gibt zu viele unter uns für die das tagtäglich Normalität ist. Aus sehr unterschiedlichen Gründen – Herkunft, Hautfarbe oder eine Behinderung gehören dazu. Das zu ändern, dafür treten alle an, die sich die Idee einer inklusiven

Gesellschaft zu eigen machen. Deswegen sind Sie alle hier, meine Damen und Herren. Sie haben sich von einer fantastischen Idee begeistern oder doch neugierig machen lassen: der Inklusion. Ich freue mich über Ihre Begabung zur Fantasie und danke Ihnen für Ihren Willen zu nachhaltigem Engagement.

Denn: Inklusion beginnt – wie fast alles – im Kopf und im Herzen. Wer Inklusion verwirklichen will, muss Träume haben, Ideen, eine Vorstellung und Konzepte von einem anderen Leben. Kurz: Fantasie. Denn wer sich etwa nicht einmal vorstellen kann, dass es gut möglich ist, im Rollstuhl Mathematik an einer Regelschule zu unterrichten, fängt keine Verhandlungen mit der Schulleitung an.

Wer sicher ist, dass ein Mensch mit Downsyndrom keine Chance hat, im ersten Arbeitsmarkt als Bäcker zu arbeiten, wird keine Lehrstelle für ihn finden.

Wem es nicht in den Kopf will, dass ein taubblindes Mädchen, das sich nur kriechend fortbewegen kann, in einer regulären Kita nicht nur Freude haben, sondern auch Freude machen kann, dem fällt bei Behinderung vermutlich immer noch nur Heim, Förderschule und Werkstatt ein.

Wer nicht versteht, dass auch ein Junge mit Glasknochenkrankheit Sport treiben will, wird ihn dauerhaft auf die Ersatzbank zwingen. Wer nicht glaubt, dass ein Liebespaar mit Lernbehinderung sich eine eigene

Wohnung teilen kann, wird nicht darüber nachdenken, welche Form der Assistenz das ermöglichen helfen könnte.

Selbstverständlich gibt es auch Menschen, die auf besondere Unterstützung im Wohnheim, auf besondere Förderung und Begleitung in einer Förderschule oder Werkstatt angewiesen sind, damit sie überhaupt ein Mindestmaß an Teilhabe in ihrem Leben realisieren können. Es kommt auf die menschen- und sachgemäße Balance an, auf die Wahlmöglichkeiten, auf Pflege und Teilhabe und vor allem auf eine individuelle Förderung und Hilfeplanung, die die Wünsche und die Potentiale der Betroffenen zum Ausgangspunkt aller Überlegungen macht. Und so eine neue Normalität entfaltet.

Fantasielosigkeit führt dazu, dass es schwer wird, die Welt, in der wir leben, anders zu sehen als es uns Gewohnheiten und Mehrheit nahelegen. Das ist kein neues Phänomen:

Den alten Römern war es undenkbar, sich eine Volkswirtschaft ohne Sklaverei vorzustellen, im Deutschen Kaiserreich lachten die Herren herzlich über die Idee eines Wahlrechts für Frauen, und dass ein Afroamerikaner Präsident werden könnte, galt in den Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1963 als absolute Schnapsidee. Barack Obama war gerade zwei Jahre alt, als der Bürgerrechtler Martin Luther King formulierte: „Ich habe einen Traum...“

Jede Gesellschaft braucht Träumer, Visionäre - wie Sie in Herrnhut es sind.

Die Gesellschaft braucht aber nicht nur Visionäre, sondern auch die Pragmatiker und Macher, die diese Visionen erden und in neue Formen von Zusammenleben überführen - auch das wissen Sie hier nur zu gut. Sie befinden sich bereits seit zwei Jahren im Prozess der Umsetzung des nationalen Aktionsplans zur UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK).

Das Thema, das Sie mir für heute aufgegeben haben, erzählt unausgesprochen davon, wie anspruchsvoll der Weg zu einer neuen, inklusiven Gesellschaft ist und wie anspruchsvoll es ist, Mitstreiterinnen und Mitstreiter, Verbündete für diese Reise zu gewinnen:

„Inklusion als Aufgabe für alle gesellschaftlichen Mitgestalter“ – lautet die Themenstellung.

Ich möchte diese Überschrift zunächst mit einem Fragezeichen versehen und den in dieser Überschrift unterstellten Konsens, der vielleicht unter uns herrscht, in Frage stellen. Das klingt dann so:

„Inklusion als Aufgabe für **alle** gesellschaftlichen Mitgestalter?“ -

## **II. Mit Fragezeichen: Inklusion als Aufgabe für alle gesellschaftlichen Mitgestalter?**

Nur weil es in den Kreisen, in denen ich mich normalerweise bewege, kaum noch in Frage gestellt wird, versteht sich das Konzept der

Inklusion noch keineswegs von selbst. Ich fürchte, gesellschaftlich dominiert aktuell eine gegensätzliche Stimmung: Inklusion ist zwar das Lieblingskonzept derer, die „Vielfalt für das beste Mittel gegen Einfalt halten“<sup>1</sup>. Doch das Konzept der Inklusion pocht eben nicht nur auf die Umsetzung der Rechte von Menschen mit Behinderung. Eine inklusive Gesellschaft ist umfassender: Eine inklusive Gesellschaft ist vielfältig, bunt und spannungsreich. In ihr leben Menschen verschiedenster Begabungen und Beeinträchtigungen, sie ist auch durch kulturelle und religiöse Vielfalt geprägt, in ihr ist, so könnte man sagen, die Regenbogenfamilie Teil der gesellschaftlichen Normalität geworden und individuelle Förderung und Bildung für alle selbstverständlich. Die inklusive Gesellschaft – wie ich sie verstehe - ist eine freie und offene Gesellschaft der Verschiedenen. Sie macht Ernst mit der Individualität ihrer Mitglieder, sie verzichtet darauf, Kriterien für eine sogenannte Normalität zu entwickeln, die sich an bestimmten Eigenschaften festmachen. Dabei geht es nicht um ein libertäres *Anything goes*, das Gemeinschaft auf Dauer untergräbt und verhindert, sondern ein „kommunitär-liberales“<sup>2</sup> *Anything goes*, das Gemeinschaftsaspekte und Freiheitsrechte ausbalanciert, „als wechselseitig aufeinander angewiesene unverzichtbare Dimensionen eines gelingenden Lebens“<sup>3</sup> versteht und so eine echte Gemeinschaft von Freien erst ermöglicht. - In Deutschland geschieht das auf dem Boden des Grundgesetzes und den Vereinbarungen der Vereinten Nationen.

---

<sup>1</sup> Slogan der Interkulturellen Woche 2016

<sup>2</sup> Vgl. Heinrich Bedford-Strohm: Diakonik, Göttingen 2016, S. 155 f.

<sup>3</sup> Ebd.

„Alle Menschen werden Brüder“, singen wir in der inoffiziellen Europa-Hymne, der „Ode an die Freude“... - Ein unvollkommener Satz, wie wir heute sofort hören, denn die Schwestern fehlen. Es bleibt ein anspruchsvoller Weg bis wir die inklusive Ziellinie erreicht haben: die geschwisterliche Gemeinschaft der Verschiedenen – in „Einigkeit und Recht und Freiheit“. Und die geht in der Tat alle an. Dazu braucht es jede und jeden. Ohne jede Einschränkung.

Die Aktion Mensch – in Deutschland einer der medienwirksamsten Streiter für Inklusion - erläutert auf Ihrer Homepage:

„Inklusion heißt wörtlich übersetzt Zugehörigkeit, also das Gegenteil von Ausgrenzung. Wenn jeder Mensch – mit oder ohne Behinderung – überall dabei sein kann, in der Schule, am Arbeitsplatz, im Wohnviertel, in der Freizeit, dann ist das gelungene Inklusion. In einer inklusiven Gesellschaft ist es normal, verschieden zu sein. Jeder ist willkommen.“<sup>4</sup>

„Jeder ist willkommen“ – was für eine menschenfreundliche Formulierung.

Aber, meine Damen und Herren, es ist unmöglich, sie in diesen Tagen ohne Dissonanzen zu hören. In den zurückliegenden 12 Monaten hat gerade der Begriff „Willkommenskultur“ in unserem Land, in Europa für hochemotionale Debatten und leider auch für gewalttätige Reaktionen gesorgt. An einer „Willkommenskultur“ scheiden sich die Geister. An

---

<sup>4</sup> [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)

den zum Teil hasserfüllten Auseinandersetzungen um die Inklusion von zuflucht- und zukunftsuchenden Menschen mit anderem kulturellen Hintergrund wird erkennbar, dass der Konsens über unsere Gesellschaft als eine Gemeinschaft der Verschiedenen keineswegs unumstritten ist. Es lässt sich in diesen Tagen im Gegenteil lautstarke Zustimmung gewinnen mit der Idee einer homogenen Gesellschaft, die sich abgrenzt, die Normalität definiert und das angeblich Unnormale, Fremde ausgrenzt. In diesen „Wer gehört zu uns?“- Debatten ging und geht es nicht nur um Geflüchtete: Es geht um Muslime und Menschen anderer Hautfarben und Kulturen, es geht um Juden, auch um Homosexuelle oder Feministinnen – die misstrauisch beäugt und verunglimpft werden. Die „Wer gehört zu uns?“-Streitereien geben sich rassistisch, sexistisch, antisemitisch, nationalistisch, homophob, aber auch bildungs- und elitenfeindlich. Das ist der aktuelle gesellschaftspolitische Hintergrund, vor dem wir für Inklusion, für die Normalisierung von Vielfalt werben, für eine freie und offene Gesellschaft, „in der es normal ist verschieden zu sein“. Oder um es mit der schönen Formulierung des Philosophen Theodor W. Adorno zu sagen: für eine Gesellschaft, in der wir „ohne Angst verschieden sein können“.<sup>5</sup>

Es gibt heute – und das sollte unser aller Engagement für eine offene Gesellschaft der Verschiedenen erst recht anspornen – eine fast

---

<sup>5</sup>„Eine emanzipierte Gesellschaft jedoch wäre kein Einheitsstaat, sondern die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen. Politik, der es darum im Ernst noch ginge, sollte deswegen die abstrakte Gleichheit der Menschen nicht einmal als Idee propagieren. Sie sollte stattdessen auf die schlechte Gleichheit ... deuten, den besseren Zustand aber denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann.“ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt/M. 1984, 130f.



bereitwillige Angst vor dem Anderen, dem Fremden, dem Ungewohnten, ja, der Vielfalt – und es gibt Kräfte, die diese Angst zu schüren verstehen. Das ist ein Klima, in dem es auch Menschen mit Beeinträchtigung schwerer haben werden, ihre Rechte durchzusetzen, fürchte ich.

Wir werden weiterhin einen langen Atem und gute Argumente brauchen, um neue Mitstreiterinnen und Mitstreiter dafür zu gewinnen, dass Inklusion nicht nur eine fantastische Idee, sondern auch ein realistisches kulturelles Konzept ist, wenn wir es uns als Gesellschaft nur aneignen. Dessen Verwirklichung wird aber nur gelingen, wenn es sich viele Einzelne in sehr persönlicher Auseinandersetzung zu eigen, zu einem von ihnen gelebten und vertretenen Konzept machen – in allen gesellschaftlichen Bereichen. Wer sich heute für Inklusion einsetzt, kämpft nicht nur um Barrierefreiheit und für ein besseres Bundesteilhabegesetz (BTHG). Wir streiten gleichzeitig für ein kulturelles Konzept von großer Komplexität und für seine gelingende Übersetzung in den konkreten Alltag vor Ort.

### **III. Inklusion als kulturelles Konzept**

Das kulturelle Konzept der Inklusion hat eine lange Tradition. Auch wenn die Behindertenrechtsbewegung vergleichsweise jung ist.

## **Biblische Spuren**

Als Pfarrer und im Kontext der Diakonie werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich bei der Erschaffung der Welt, also bei der Bibelanfänge, um Inklusion als kulturelles Konzept zu würdigen. Ein wenig Predigt sei erlaubt: Wir Christinnen und Christen protestantischer Art haben es uns zu eigen gemacht, unsere jeweilige Gegenwart in Resonanz mit der Bibel zu lesen, und die Bibel in Resonanz mit der Gegenwart. Und dieses wunderbare Buch bereitet aufmerksame Leser vor auf den Umgang mit einer vielstimmigen Welt. Denn bereits die Bibel ist kein Buch mit einer Botschaft, sondern eine ganze Bibliothek aus ferner und fernster Zeit – ungezählte Menschen haben ihre Texte geschrieben, gesammelt, interpretiert, diskutiert. Sie ist mehrsprachig, sie versammelt jüdische Traditionen (im Plural) und frühchristliche Meinungen (im Plural – z.B. 4 Evangelien).

Bibelleser könnten also von Haus aus souveräner sein im Umgang mit Vieldeutigkeit, mit Mehrstimmigkeit bei einem gleichzeitigem verbindenden Glauben an den einen Gott, den wir Christen trinitarisch beschreiben.

Schon die erste biblische Geschichte, die von der Erschaffung der Welt, ist voller Mehrdeutigkeiten. Sie macht eine Qualitätsaussage über die Welt und stellt sie in ein besonders Licht: „Es werde Licht“, so werden Gottes erste Worte erzählt. Das hat nichts mit der Sonne zu tun, die kommt erst am 4. Schöpfungstag an den Himmel. In diesem besonderen Licht, das auf besondere Weise erhellt, spricht Gott sich für

eine Vielfalt des Lebens aus. Eine Vielfalt, die einen schwindelig sein lässt – zu Wasser und zu Lande. Es krecht und fleucht und schwimmt und wächst und grünt und blüht. Und dann wird der Mensch, als Mann und Frau, in diese Geschichte hineinerzählt – ein Geschöpf oder zwei, das Gott, Elohim, gleich war. Elohim. Auch das Wort für Gott, ist ein Plural. Auch hier Vielfalt? Schwer zu greifen. –

Der Mensch der Bibel jedenfalls ist von Anfang Mann und Frau. Unterschiedlich. Doch jeder, jede, Mann und Frau, formuliert der alte Text, trägt Gottes Geheimnis der Vielfalt im Gesicht. Das glauben wir Christen bis heute, dass jeder unterschiedliche Mensch, nicht nur besonders ausgewählte Exemplare, ein Ebenbild Gottes ist. Daran orientieren wir unser Menschenbild.

Und in den schönen Geschichten, die von Jesus handeln, erzählen unsere Mütter und Väter im Glauben wie gerade die von der Mehrheitsgesellschaft Ausgegrenzten mit ihren Bedürfnissen ins Zentrum der Aufmerksamkeit Jesu rücken. Und sie lassen sich auch daran erinnern, dass es an anderen Stellen in der biblischen Bibliothek heißt, dass Gott die Liebe ist: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1. Joh 4,16)

Vielfalt und liebevolle Zuwendung zu sich selbst wie zum Anderen, Respekt vor seiner Andersartigkeit sind Grundprinzipien von Schöpfung und Gemeinde; friedliche Nachbarschaft und gerechte Teilhabe sind

bleibende Qualitäten von Gottes Gerechtigkeit. Dieses Licht entfaltet seit mehr als 2000 Jahren seine kulturprägende Kraft.

Dem unter den Bedingungen unserer gesellschaftlichen Realität nahezukommen, bleibt der menschenfreundliche christliche Anspruch. Inklusion verwirklichen heißt 2016 in der Bundesrepublik Deutschland in einer Welt, die ein Dorf geworden ist: Vielfalt in Gemeinschaft leben. Mit Reichen, Armen, Männern, Frauen, Alten, Jungen, Kranken, Gesunden, Menschen mit und ohne Behinderung, mit und ohne Humor. Gemeinsam. Mit den gleichen Rechten (und Pflichten). Das ist die frühe Idee jesuanischer und christlicher Gemeinschaft. Und in dieser Weite ist das ein Konzept, das konfessionelle, religiöse oder weltanschauliche Begründungszusammenhänge deutlich übersteigt.

Man muss kein Christ sein, um zu verstehen, dass es uns Menschen besser geht miteinander, wenn wir einander respektieren und lernen Wege zu finden, miteinander so zu leben, dass alle Verschiedenen zu ihrem Recht kommen.

### **Freiheit, Gleichheit, Inklusion - die (menschen)rechtlichen Voraussetzungen**

Wem eine biblisch– theologische Herleitung der Inklusion dennoch zu religiös ist, kann sich auf die Allgemeinen Menschenrechte beziehen. Auch die Menschenrechte sind sehr konkret. Zur Erinnerung hier nur eine Auswahl aus den 30 Artikeln:

Menschen sind gleich, frei, haben ein Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit, Recht auf Arbeit, Bildung, Freizeit, Recht auf Asyl, Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit, auf Meinungs- und Informationsfreiheit, auf Familie, auf Arbeit, auf Teilnahme am Kulturleben, auf Privatsphäre und auf Eigentum.

Diese und noch mehr Menschenrechte gelten für Menschen mit und ohne Behinderung - allerdings hat es Jahrzehnte gedauert, bis diese Selbstverständlichkeit ausdrücklich formuliert wurde: Ein kurzer Rückblick. „Als 1948 die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und in Folge die internationalen Menschenrechtskonventionen der 1960er und 1970er verabschiedet wurden, wurde das Thema Behinderung mit keinem Wort erwähnt.“<sup>6</sup> – Auch die Bundesrepublik hat den Passus „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“ erst im Jahr 1994 ins Grundgesetz aufgenommen. 2006 dann verabschiedete die UN-Generalversammlung die Konvention über die Rechte von Personen mit Behinderungen (UN-BRK). Das bewirkte „einen kräftigen Entwicklungsschub nach vorne. Die UN-BRK verbindet – mit hoher ethischer, rechtlicher und gesellschaftspolitischer Relevanz – die beiden Themenfelder Menschenrechte und Behinderung. Sie steht für einen gesellschaftlichen Paradigmenwechsel und eine emanzipatorische Behindertenpolitik, die um der Menschenwürde aller auf Autonomie, Barrierefreiheit und gesellschaftliche Inklusion setzt.“<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Astrid Giebel: Die einfache Kunst der Geschwisterlichkeit oder Freiheit – Gleichheit – Inklusion. In: Diakonie Deutschland (Hg.): Inklusion verwirklichen! Projekte und Beispiele guter Praxis, Berlin 2014, S. 16ff.

<sup>7</sup> Ebd.

Diese UN-BRK stärkt - wie ich ausgeführt habe - alle Menschen, mit und ohne Behinderungen; denn die Veränderungen, die mit der Umsetzung dieser Rechte Wirklichkeit werden, werden unser Gemeinwesen in mehrfach positiver Weise verändern:

Wenn verschiedene Leistungsniveaus normal werden, bildet das ein heilsames Gegengewicht gegen übersteigerte Optimierungszwänge. Die UN-BRK sorgt dafür, dass Behinderungen im alltäglichen Leben nicht länger als ein individuelles Schicksal begriffen werden, das gesellschaftlich so organisiert werden muss, dass es den Fluss der sogenannten Normalität möglichst wenig stört, sondern als Herausforderung an die Art, wie unsere Gesellschaft grundsätzlich organisiert ist. Als Herausforderung auch dessen, was als landläufig als normal verstanden wird. Und das gilt für alle Lebensbereiche.

Die Überführung der Idee der Menschenrechte, der UN-BRK in unsere gesellschaftliche Realität enthält eine bleibende Aufforderung, Inklusion als Aufgabe und Herausforderung aller gesellschaftlicher Mitspieler und Mitspielerinnen zu verstehen.

### **III. Mit Ausrufungszeichen: Inklusion als Aufgabe für alle gesellschaftlichen Mitgestalter!**

#### **Wer sind alle?**

Es gibt im Gottesdienst, in der Fürbittensprache die „Wir bitten für all, die...“-Redewendung. Unter Pfarrerinnen und Pfarrern wird sie scherzhaft die „Aldi-Fürbitte“ genannt: ein bisschen zu billig, um wahr zu sein. „Wir bitten für all die...“ klingt gut, passt gewissermaßen immer, scheut aber im Grunde die Konkretion, und damit die Wahrheit. Sie braucht zu wenig Überlegung und Anstrengung.

Die Formulierung „Alle gesellschaftlichen Mitgestalter“ ähnelt dieser Fürbittenwendung ein wenig. Aber sie ist keineswegs billig. Sie bringt vielmehr auf einen etwas vagen Begriff, dass am Klima, den Regeln einer Gesellschaft, ihrer Umsetzung, alle mitwirken (müssen). Ob aktiv oder passiv. Es macht einen entscheidenden Unterschied:

- ob der Busfahrer die Rampe für den Rollstuhlfahrer genervt herunterlässt oder einladend freundlich,
- ob die Sportlehrerin eine Idee für das Kind mit der Gehbehinderung hat oder nicht,
- ob die Personalabteilung mitbedenkt, dass ein blinder Onlineredakteur andere Hilfsmittel braucht.

Der Widerstand gegen die gesellschaftliche Leitvorstellung Inklusion hat viele Gesichter. Dass die Teilhabe - Rechte von behinderten Menschen selbstverständliche Realität werden, ist keinesfalls nur eine Sache von Berufspolitikern, Fachleuten und Betroffenen. Darüber entscheidet tagtäglich die Haltung jedes Sachbearbeiters im Amt, jeder Kindergärtnerin, jedes Physiklehrers oder Stadtplaners, darüber entscheiden die Fußballtrainerinnen, Einzelhändler, Kommunalpolitiker und Redakteurinnen, genauso wie Max und Eva Mustermann. Kurz: Wir alle, Sie und ich, sind angesprochen, wenn es darum geht, Inklusion zu verwirklichen. Und das hat eben damit zu tun – siehe oben – was wir für normal halten. Das deklinieren wir alle tagtäglich durch alle gesellschaftlichen Bereiche hindurch.

### **Was ist die Aufgabe? – Konkretionen**

Das Bundesteilhabegesetz – kurz BThG – ist derzeit eine Großbaustelle auf dem Weg in eine inklusive Gesellschaft. Denn dieses Gesetzespaket wird die rechtlichen Rahmenbedingungen für die nächste Zukunft festschreiben. Es ist das größte Gesetzesvorhaben auf dem Weg zur Umsetzung der UN-BRK. In dieser Woche ist es in die 1. Lesung gegangen. Dabei ist das BThG ein Paradebeispiel für ein Gesetz, das auf der einen Seite einen hohen Anspruch und andererseits Kostendämpfung miteinander vereinbaren muss. Das muss nicht, das kann aber zu einem erheblichen Widerspruch werden, etwa wenn die Gleichrangigkeit von Teilhabe- und Pflegeleistungen gegeneinander gestellt werden, wie es im Kabinettsbeschluss beraten wurde. Das kann dazu führen, dass - verkürzt gesagt - Menschen mit Behinderung



entweder notwendige Leistungen nicht mehr bekommen oder doch in die Pflege gedrängt werden. Das hat Auswirkungen, zuerst auf die Möglichkeiten der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben bis hin auf eine mögliche Wahl einer Wohnung. Hier werden wir in den verbleibenden Monaten des Gesetzgebungsverfahrens noch viel argumentieren, damit das Gesetzespaket tatsächlich der Inklusion dient und eben nicht neue Hürden geschaffen werden.

Die Realisierung einer inklusiven Gesellschaft ist eine gesellschaftspolitische Großbaustelle. Als Flughafen geplagter Neuberliner weiß ich, dass Großbaustellen manche Risiken bergen. Jeder Lebensbereich kann darauf hin untersucht werden, ob er Menschen mit Assistenzbedarf ausgrenzt oder nicht und was geschehen muss, damit das nicht mehr der Fall ist. Sechs konkrete Themenfelder haben Sie entsprechend in der Herrnhuter Diakonie auf Ihren Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen gehoben. Sie dienen dem Ziel Sonderwelten für Menschen mit Behinderungen zu minimieren und neue Erfahrungsräume für alle Menschen zu schaffen. Es sind die Bereiche Wohnen und Wohnumfeld, Bildung, Arbeit, Gesundheit, Freizeit und Kirche sowie Bewusstseinsbildung. Jedem dieser Bereiche haben Sie Ziele zugeordnet. Im Bereich Bildung sind es vier: „Barrierefreies Lernen in der Region Herrnhut“, „Schaffung von Begegnungs- und Lernräumen für Kinder mit und ohne Förderbedarf“, „Inklusion in der Schule“ und „Bessere Integration von Förderschülern im Berufsbildungsbereich“.

Allein für diesen Bereich werden Sie bereits ungezählte Gespräche geführt haben, mit den Kindern und Jugendlichen, mit Elternvertretern, Lehrerinnen und Lehrern, mit Vertretern der Schulleitungen, dem Förderverein, den Kindergärten, Kindertagesstätten, mit Kommunal- und Regionalpolitikern und Ausbildungsbetrieben, mit der Industrie- und Handelskammer oder der Arbeitsagentur. Meine Liste ist wahrscheinlich unvollständig. Gibt es Raumprobleme? Sind bauliche Veränderungen notwendig? Hat der Denkmalschutz da auch ein Wort mitzureden? Brauchen Sie einen Architekten? Woher kommt das Geld? Wer beantragt es? Sind Fristen einzuhalten? Was sagt die Lokalzeitung? Und die versicherungstechnischen Fragen? Muss Personal qualifiziert werden und wer kann das? Worauf achtet man bei Bewerbungsgesprächen? Wer entwirft das Informationsmaterial zu den neuen Angeboten? Kennt die Graphikerin sich mit Barrierefreiheit, mit einfacher Sprache aus? Und und und.

Ich bin sicher, Sie können diesen Fragenkatalog weiter ergänzen. Und es kommen, je tiefer wir uns an konkreten Herausforderungen abarbeiten, immer neue dazu. Und jede Frage bringt andere Menschen ins Spiel, die vielleicht erst noch überzeugt und gewonnen werden müssen, dass Inklusion uns allen nutzt.

Und Herrnhut ist nur ein winziger Ausschnitt aus dem gewaltigen Kosmos des Aktionsplans zur Umsetzung der UN-BRK. Doch schon hier lässt sich zeigen wie faszinierend – und mitunter auch zum Verzweifeln vernetzt, reguliert, eingefahren - unsere Gesellschaft ist. Wie viele Entscheidungen sind zu treffen, bevor es grundsätzlich

möglich wird, dass ein junger Mann aus der Förderschule im ersten Arbeitsmarkt in der Region eine dauerhafte Beschäftigung findet. Bis eine integrative Grundschulklasse eingerichtet wird.

#### **IV. Schluss: „Geht nicht, gibt's nicht“**

Ich komme zum Schluss:

„Geht nicht, gibt's nicht“- dieses bekannte Heimwerkermarkt-Motto könnte auch ein Mantra von uns „Inklusionsgestaltern“ sein. - Wie jeder Heimwerker brauchen wir für seine Umsetzung zunächst eine Idee von dem, was zu bauen, zu organisieren ist. Womit wir wieder bei der notwendigen Fantasie und unserem Vorstellungsvermögen wären. Doch dann muss es konkret werden: Es braucht einen Bau-Plan, Ressourcen (Geld, Material, Werkzeuge) und Kraft und Geschicklichkeit bei der Umsetzung.

Ich bin kein überdurchschnittlich begabter Heimwerker – das ist keine Schande und kein Problem, wenn ich mir an heiklen Stellen Unterstützung von Menschen mit anderen Begabungen suchen kann. Das gilt ähnlich für die Verwirklichung einer inklusiven Gesellschaft – es braucht viele sich einander ergänzende Begabungen, die an ihrer Realisierung arbeiten.

Unsere Vision von einer inklusiven Gesellschaft, die in allen ihren Gesetzen, Institutionen, in ihrer Ressourcenverteilung und ihrer Organisation spiegelt, dass ihre Mitglieder gleiche Rechte haben und nicht über einen Kamm zu scheren sind, braucht Träumer und Visionäre, Anpacker und Organisationstalente, Dickbrettbohrer, Nervensägen und Erfinderinnen, Generalistinnen und Spezialisten – und zwar in allen gesellschaftlichen Bereichen. Damit jede und jeder mit ihren Gaben und seinen Grenzen nicht nur ein Recht auf Entfaltung und auf Platz und Aufgabe in der Gemeinschaft eingeräumt bekommt, sondern tagtäglich die Unterstützung und die Entfaltungsräume vorfindet, die er oder sie braucht um ohne Angst verschieben sein zu können.

„Geht nicht, gibt’s nicht“. Eine inklusive Gesellschaft ist kein *Nice to have*, sondern ein Menschenrecht und eine Chance hin zur Entwicklung einer menschenfreundlicheren Gesellschaft. Alle Menschen – begabt und begrenzt – nicht zuletzt wir selbst - werden von den Mühen der Einlösung dieses Rechtes im tagtäglichen Miteinander reichlich profitieren.

Ich danke Ihnen.